

zu garantieren hat, müssen nicht immer und überall gegen die Religion erkämpft, sie können auch mit ihr verteidigt werden. Die Hintergrundvoraussetzung für den Abschied von der Illusion, Säkularisierung sei Religionsaustrocknung, ist die Einsicht, dass die modernen Menschenrechte nicht nur aus den Forderungen der säkularen Vernunft, sondern auch aus religiösen Quellen hervorgegangen sind. Es ist diese Einsicht, die den Einsprüchen zugrunde liegt, die Philosophen aus der angelsächsischen Welt, wie etwa der Kanadier Charles Taylor, gegen die strikte, prinzipielle antireligiöse Auslegung der französischen *laïcité* erheben. Ein Christ, so das Argument, kann aus der Überzeugung, dass die Menschen nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, zu einem nicht minder verlässlichen Anwalt der Menschenrechte werden als der Kantianer, der sie nach Maßgabe allein der säkularen Vernunft verteidigt. Der aktuelle Stand der Säkularisierung beinhaltet die Einsicht, dass nicht nur von der säkularen Vernunft, sondern auch aus dem religiösen Denken Wege zur Anerkennung der Menschenrechte und Gleichheitspostulate

führen, die im säkularen Staat gelten. Es steckt darin bei Philosophen wie dem Kanadier Charles Taylor die Erfahrung einer Einwanderungsgesellschaft, in der die Optionen des Glaubens und Nichtglaubens sich vervielfältigen, und es steckt darin die Empfehlung, die religiöse Rede aus dem öffentlichen Raum nicht zu verbannen. Das ist der Gegenpol zur Wunschfantasie des deutschen Satirikers, nämlich der Einstampfung aller religiösen Schriften wegen vermeintlicher Menschenfeindlichkeit.

Die religiöse Rede des Christen und der vernünftige Diskurs des Kantianers bedürfen, wenn sie im öffentlichen Raum aufeinandertreffen, der wechselseitigen Übersetzung. In der Revision der traditionellen Auffassung von Säkularisierung und in der damit einhergehenden Neubestimmung des Verhältnisses von säkularer Vernunft und religiösen Überzeugungen steckt eine ausgenüchterte, nicht mehr an die ekstatische Zungenrede gebundene Konstellation, eben jene Entgrenzung der Sprachen, von der es in der Apostelgeschichte heißt: »Denn es hörte ein jeglicher, dass sie mit seiner Sprache redeten.«



**Lothar Müller**

ist Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung mit Sitz in Berlin und Honorarprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zuletzt erschien von ihm: *Weißes Magie. Die Epoche des Papiers*. 2013 erhielt er den Berliner Preis für Literaturkritik.

[lothar.mueller@sueddeutsche.de](mailto:lothar.mueller@sueddeutsche.de)

*Martin Tschechne*

**Durchgefallen!**

**Wer sein Studium hinschmeißt, ist ein Versager...  
Oder haben vielleicht ganz andere versagt?**

Ruth ist Kunsthistorikerin geworden. Anegret hat Musik studiert und Ulla nach ihrem Medizinstudium eine Praxis in Bayern eröffnet. Thomas ist Repräsentant einer Stiftung in Ostasien, Jochen als Lehrer an

sein altes Gymnasium zurückgekehrt. Detlev hat sich als Zahnarzt niedergelassen, und Norbert ist Richter am Sozialgericht. Lauter solide Biografien. Ein wirklich überlegendes Abitur hat keiner von ihnen ge-

macht. Birgit, damals die Beste der Klasse, hatte einen Notenschnitt irgendwo bei Zwei.

Zwei als Durchschnitt bedeutet: außergewöhnliche Leistungen in diesem oder jenem Fach, daneben eher mittlere in anderen. Das ist normal, sowohl vom Standpunkt der Statistik her betrachtet als auch nach dem gesunden Menschenverstand. Wer könnte schon ehrlich von sich behaupten, gleichermaßen exzellent in Sport und Mathematik zu sein, dazu bibelfest, belesen, fließend in Englisch und Französisch, fehlerfrei in Latein und ganz nebenbei ein Ausnahmetalent als Maler oder Musiker?

Aber niemand fragt mehr nach den Zensuren der Ärztin und des Richters. Ihr Abitur liegt Jahrzehnte zurück; es gab nicht einmal Leistungskurse damals, sondern jeder kämpfte in jedem Fach um seine Noten. Und machte sich anschließend auf einen Weg, der vom Stand eines Abiturienten ausging und neue Begegnungen mit sich brachte. Mit neuem Wissen, neuen Formen und auch mit neuen Lehrern. Jeder erlebte Anstrengung und Rückschläge, aber jeder machte irgendwann auch sein Glück.

Heute verkündet die Direktorin eines Gymnasiums in pädagogischem Stolz, mehr als die Hälfte des aktuellen Abiturientenjahrganges an ihrer Schule habe in der Gesamtzensur eine Eins vor dem Komma. Und dann bittet sie die Jahrgangsbesten zu sich aufs Podium, die das Abitur mit einer makellosen 1,0 abgeschlossen haben. Es sind sechs, die mit einem Büchergutschein geehrt werden: fünf junge Frauen, ein junger Mann. Und so hat die Schule auch sich selbst wieder einmal ein sehr, sehr schönes Zeugnis ausgestellt.

Was aber ihre Anstrengungen draußen, im wirklichen Leben wert sind – die Fleißarbeit, der Nachhilfeunterricht, die für zusätzliche Referate und Projekte hingebenen Nachmittage, das Engagement der Familie, das von leuchtendem Eifer getragene Verhältnis zu den Lehrern: Das er-

fahren die stolzen Schulabgänger erst später. Das richtige Leben beginnt oft lange nach der Zeugnisübergabe. Häufig folgt ihr noch ein Freiwilliges Soziales Jahr, ein Auslandsaufenthalt als Bonbon für das tolle Abitur oder eine Kette von Praktika, in denen Orientierung sucht, wer mit 17 und nach nur noch zwölf Schuljahren zwar ein Reifezeugnis in der Tasche hat, sich aber noch nicht für die nächsten 50 Jahre festlegen mag.

Mehr als die Hälfte der Schüler eines Jahrgangs, bundesweit, erreicht heute die allgemeine Hochschul- oder die Fachhochschulreife; das sind Jahr für Jahr rund eine halbe Million junge Erwachsene. Und die Bildungspolitik ist stolz auf diese Leistung, denn in den Akademikerzahlen sah sich Deutschland in der OECD, der Organisation für wirtschaftliche Entwicklung und Zusammenarbeit, lange im Rückstand. Bis im Rahmen der Bologna-Reform beschlossen wurde, die Unterschiede auszugleichen.

Nun ist der Vergleich mit so anders gearteten Bildungssystemen wie denen der USA, Frankreichs oder Englands eine Wissenschaft für sich. Zur Unterscheidung zwischen Blendwerk und harten Fakten sind genug Experten da – nur: Haben die wirklich *Blendwerk oder harte Fakten?* wie viele Akademiker bei denen, die sie als Vorbilder sehen, in ihrem Beruf keine Arbeit finden? Haben sie erkannt, dass fehl geleitete Investitionen in der Bildung sich zu einem Berg von enttäuschten Lebenserwartungen anhäufen? Aber womöglich spielten auch andere Motive eine Rolle. Etwa die Ehre eines Landes, das sich in seiner Bildungstradition auf Wilhelm von Humboldt beruft und lange als so etwas galt wie das natürliche Habitat der Nobelpreisträger.

Es herrscht heute ein Andrang, der kaum zu bewältigen ist. In Fächern wie Medizin oder Psychologie, die vom Numerus clausus eingefriedet sind wie von ei-

ner 100-jährigen Dornenhecke, verschafft nicht einmal die 1,0 verlässlich Zutritt, um die eigene Erfolgsgeschichte nun an einer Universität fortzuschreiben. Und so kommt es schließlich, dass in manchen Einführungsvorlesungen für junge Geistes- oder Rechtswissenschaftler der Professor seine 400, 500 oder 600 Zuhörer auffordert, doch mal einen Blick auf die Nachbarn zur Rechten und zur Linken zu werfen. Die Chancen stünden gut, dass zumindest einer von ihnen schon nach wenigen Semestern nicht mehr auf seinem Platz sitze.

Das mag nach lupenreinem Zynismus klingen, ist aber eine selten klare Übersetzung von Statistik: Die Quote derer, die ein Studium abbrechen oder den Weg durch das Dickicht der geforderten Leistungen nicht finden und gehen müssen, liegt heute bei einem Drittel. Jeder Dritte, der ein Studium aufnimmt, scheitert. Jeder Dritte beginnt seinen Weg ins Berufsleben mit einer Bauchlandung. Donnerwetter! Das muss eine Gesellschaft sich leisten können! Und was tun die Hochschulen, was tut dieses Bildungssystem damit erst der jungen Generation an?

Das Problem ist erkannt, nicht nur in den Beratungsstellen, an die Verzweifelte und Verlorengegangene sich wenden können, wenn sie 20 oder 22 sind und fürchten, nun sei schon alles zu Ende. Auch die Politik sieht mit Sorgen das Auseinanderklaffen von Bildungsanspruch und Bildungswirklichkeit, beklagt schlechte Studierbedingungen auf der einen und mangelnde Betreuung auf der anderen Seite.

»Schlechte Studiervoraussetzungen« – das ist eine behutsame Formulierung dafür, dass viele Abiturienten nicht mehr das Niveau erreichen, das für die wissenschaftliche Arbeit an einer Universität vorgesehen war. Trotz der Eins vor dem Komma. Man kann die Zahl der Abiturienten in die Höhe treiben, indem man die Anforderungen ein bisschen – nun ja: relativiert. Man kann ein Abitur auch nach

zwölf Jahren vergeben. Warum nicht? Nur sieht sich ein ordentlicher Professor für Mathematik meist nur widerstrebend dazu bereit, seinen Hörern den Dreisatz beizubringen.

Der Vorwurf der mangelnden Betreuung erklärt sich damit fast von selbst: Wie denn auch? Wenn Wissenschaftler sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, wo ganz einfach Lehrer gefragt wären. Und wenn sich die Studenten bis vor die Tür des Seminarraums drängeln. Es ist davon auszugehen, dass manche Fakultät in Notwehr handelt, wenn sie ein Drittel der Studenten durch die Prüfung rasseln lässt.

Die große Geste des akademischen Entgegenkommens sollte der Studienabschluss als Bachelor sein – eine Art Examen light, in dem das Bildungsziel der Chancengleichheit schon dadurch näher rückt, dass die Anforderungen bis ins Detail standardisiert sind. Der Kontakt zu den Dozenten beschränkt sich auf Vermittlung und Entgegennahme von Fakten. Wo vor der Reform 40 Studenten in einem Seminar saßen und dem eigenen Denken im Diskurs mit den anderen eine Kontur gaben, sitzen heute 150 und sehen zu, dass sie den Stoff ohne allzu große Reibungsverluste durchziehen.

Das erklärte Ziel, die Zahl der Studienabbrecher zu reduzieren, hat der neue Abschluss erkennbar nicht erreicht. Dafür freuen sich Arbeitgeber darüber, nun akademische Einzelleistungen auf dem Markt einkaufen zu können, ohne sich dafür gleich einen ausgewachsenen Akademiker ins Haus holen und ihn auch entsprechend bezahlen zu müssen. Und die Politik muss sich die Frage gefallen lassen, wem gegenüber das Bildungssystem welche Chancen erhöht, wenn es die akademischen Kompetenzen herunterbricht, dafür den Kanon um Fächer erweitert wie Fernsehjournalismus, Ausstellungsdesign oder angewandte Freizeitwissenschaft. Wichtige und ehren-

*Selbsthilfe der  
Universitäten  
ist gefragt*

werte Aufgaben, ohne Frage. Aber ist eine Universität wirklich der beste Ort, sie zu entwickeln und zu lehren?

Wo aber der Bildungsbetrieb sich in eine Identitätskrise verstrickt und eine Generation von Studenten ratlos daneben steht, da wächst das Rettende auch. Es wächst in der Erkenntnis, dass sich etwas bewegen muss. Dass drohender Ärztemangel sich nicht durch verbesserte Abiturnoten abwenden lässt. Es wächst in der Konsequenz, dass Universitäten sich lieber ihre eigenen Kandidaten aussuchen – nach eben den Qualitäten, die für den Beruf entfaltet wer-

den müssen. Das Rettende wächst in der Initiative von Unternehmen aus der Wirtschaft, die sich mit Hochschulen zusammenschließen, um den Mangel an Fachkräften genau da zu beheben, wo er spürbar wird. Und es wächst, wo ausgerechnet das gute, alte Handwerk denen freudig die Türen öffnet, die im Massenbetrieb der Universität den Sinn nicht gefunden haben. »Studienabbrecher« sei ganz entschieden das falsche Wort, sagt einer seiner Vertreter. Tatsächlich handele es sich um hochintelligente, junge Menschen, die lediglich einmal falsch abgeborgt sind.



**Martin Tschene**

ist Journalist und lebt in Hamburg. 2012 erhielt er den Preis für Wissenschaftspublizistik der Deutschen Gesellschaft für Psychologie DGP.

*Judith Klein*

## Von einer Unterscheidung zur anderen

### Neue und alte Gedanken über das Buch Exodus

Das Buch Exodus (2. Buch Mose; hebr. Schemot, Namen), so benannt nach der Erzählung über den Auszug der Hebräer aus Ägypten, existiert! Doch unabhängige Quellen und Zeugnisse, aus denen auf die historische »Wirklichkeit« der erzählten Ereignisse geschlossen werden könnte, liegen nicht vor.

Es geht also um das, was Simon Dubnow und Sigmund Freud die »historische Wahrheit« nannten – im Unterschied zur »archäologischen« oder »realen Wahrheit« – und was Jan Assmann, Ägyptologe und Kulturwissenschaftler, in seinem neuen Buch *Exodus. Die Revolution der Alten Welt* als die »Bedeutung der Überlieferung« bezeichnet.

Mögen die erzählten Ereignisse des Buches Exodus auch der nachweisbaren His-

torizität entbehren, so erklärt der Kontext seiner Entstehung seinen Gehalt und seine Form. Es wird heute im Großen und Ganzen, wie Assmann darlegt, dem »priesterschriftlichen« Traditions- und Redaktionsstrang« zugeordnet, der sich, auf der Basis älterer vorpriesterlicher Erzählschichten, vor allem nach der Rückkehr der Israeliten aus der babylonischen Gefangenschaft entfaltet. In jenem sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. – der Zeit des babylonischen Exils, der Rückwanderung und der Neugründung des Gemeinwesens – sahen sich die israelitischen Priester vor die Aufgabe gestellt, die religiöse, ethnische und politische Einheit neu zu erschaffen, und entwarfen eine Vergangenheit, »auf deren Sockel sich zugleich mit dem Zweiten Tempel ein neues Israel errichten ließ«. Dabei